litrix.de
GERMAN LITERATURE ONLINE

GOETHE INSTITUT

Leseprobe

Jörg Baberowski
Verbrannte Erde.
Stalins Herrschaft der Gewalt

C.H. Beck Verlag
München 2012
ISBN 978-3-406-63254-9

S. 9-12, 308-317, S. 362-368

«Und wir sollten auch nicht das Naheliegende übersehen –
daß Stalin es getan hat, weil es ihm gefallen hat.»
(Martin Amis, «Koba der Schreckliche»)

VORWORT

«Es sollte Brauch sein, es sollte Kultur genannt werden», schreibt Martin Walser, «daß jemand, der etwas behauptet, das, was er behauptet, auch widerlegt.»[1] Schriftstellern läßt man solche Sätze durchgehen. Denn sie schreiben auf, was sich aus ihrer frei gewählten Erzählperspektive ergibt. Historiker aber müssen im Meinungsdienst Leistungen erbringen, die als Wissenschaft erkennbar sind. Das jedenfalls erwarten Leser, die in historischen Büchern nach Wahrheiten suchen, die ihnen Antworten auf ungelöste Fragen zu geben versprechen. Historiker wissen, wenn sie sich dazu entschließen, ein Buch zu schreiben, daß man sie als Anwälte von Thesen und Meinungen identifiziert und ihnen deshalb immer wieder abverlangt wird, Bekanntes vorzutragen. Es soll Historiker geben, die ihr Leben lang an Meinungen festhalten und sie in den Rang ewiger Wahrheiten erheben, nur weil sie diese Meinungen irgendwann einmal aufgeschrieben haben. Recht haben zu müssen, ist anstrengend. Noch anstrengender ist es, immer mit der gleichen Meinung recht haben zu müssen. Deshalb war ich froh, als ich unverhofft die Gelegenheit erhielt, Neues zu sagen und Altes zu verwerfen.

Als ich vor zwei Jahren gefragt wurde, ob ich mein 2003 erschienenes Buch «Der rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus» für eine Übersetzung ins Englische überarbeiten könne, wußte ich allerdings nicht, worauf ich mich einlassen würde. Ich hatte mir alles ganz einfach vorgestellt: Ich müßte nur den Text lesen, so dachte ich, und dann würde ich ergänzen, was seit 2003 zu diesem Thema Bedenkenswertes gesagt worden war. Aber je mehr ich las, desto größer war die Enttäuschung. Es war eine Qual, das eigene Buch zu lesen, dessen Sätze und Diktion mir nicht mehr gefielen,

und ich glaubte, auch die Leser hätten es so empfinden müssen. Mein eigenes Buch entsprach mir nicht mehr. Alles, was ich seitdem über Stalin und den Stalinismus gelesen, gesagt und geschrieben hatte, stand in merkwürdigem Gegensatz zu jenen kräftigen Meinungen, die dem Buch eine Struktur gegeben hatten. Auf einen identifizierbaren Text wollte ich auch jetzt nicht verzichten. Unter gar keinen Umständen aber wollte ich wiederholen, was ich 2003 gesagt hatte, denn vieles von dem, was einmal für richtig gehalten werden konnte, erschien mir sieben Jahre später als Unfug. Das Buch sollte schöner und klarer werden, und zu diesem Zweck, das wurde mir sofort klar, müßte ich widerlegen, was ich einst geschrieben hatte. Schon nach wenigen Wochen arbeitete ich nicht mehr am alten, sondern am neuen Buch.

Seit 2003 hatte ich mehrere Jahre damit zugebracht, mir selbst zu erklären, wie es geschehen konnte, daß in der Sowjetunion der Stalin-Ära Millionen Menschen getötet, aus ihrer Heimat vertrieben, in Lager eingesperrt wurden oder verhungerten. 2003 hatte ich die Thesen des Soziologen Zygmunt Bauman noch für eine Offenbarung gehalten. Das Streben nach Eindeutigkeit, die Überwindung von Ambivalenz und die Ordnungswut des modernen Gärtnerstaates, schrieb Bauman, seien die Ursachen für die monströsen Vernichtungsexzesse des 20. Jahrhunderts gewesen. Eine schöne Idee, zweifellos, die aber nichts weiter als eine Behauptung blieb.

Je mehr ich über die Gewalt der Stalin-Zeit las, desto klarer wurde mir, daß meine früheren Interpretationen des Geschehens revidiert werden müßten. Stalin war, daran ließen die Dokumente, die ich inzwischen gelesen hatte, keinen Zweifel, Urheber und Regisseur des millionenfachen Massenmordes. Das kommunistische Experiment des neuen Menschen gab den Machthabern eine Rechtfertigung für die Ermordung von Feinden und Aussätzigen. Aber es schrieb ihnen den Massenmord nicht vor. Und so sprachen Stalin und seine Gefährten auch nicht von der schönen neuen Welt, wenn sie darüber berieten, was mit den vermeintlichen Feinden ihrer Ordnung geschehen sollte. Sie sprachen statt dessen über Techniken der Gewalt. Erst im Ausnahmezustand konnte ein Psychopath wie Stalin seiner Bösartigkeit und kriminellen Energie freien Lauf lassen. Der Traum von der kommunistischen Erlösung wurde im Blut der Millionen erstickt, weil sich die Gewalt von den Motiven löste und weil der Diktator Gewalt nur noch seinen Machtzwecken unterordnete. Es ging am Ende allein um die Anerkennung von Entscheidungsmacht, der Macht Stalins, Herr über

Leben und Tod zu sein. Nur in der Atmosphäre der Paranoia und des Mißtrauens konnte es dem Despoten gelingen, anderen seinen Willen aufzuzwingen und seine Welt zur Welt aller zu machen.

Ich versuchte, mir vorzustellen, wie die Welt Stalins und seiner Gefährten beschaffen war, und je mehr ich las, desto klarer wurde mir, daß Ideen nicht töten. Gewalt ist ansteckend. Sie kann von niemandem, der sie erlebt, ignoriert werden, ganz gleich, mit welchen Motiven sich ein Mensch in eine Gewaltsituation begibt. Man kann die Gewalt nicht von ihrem Anfang her verstehen, sondern nur in ihrer Dynamik. Denn Gewalt verändert Menschen, sie stellt die Welt auf den Kopf und zerstört das Vertrauen, das man braucht, um mit anderen in einer Gesellschaft leben zu können. Aber sie ist auch das Lebenselixier der Skrupellosen, die sich ermächtigen, zu tun, was andere nur zu denken wagen. Man muß nur versuchen, die Welt mit den Augen Stalins zu sehen, und schon wird, was wir uns niemals zumuten würden, zur Normalität. Nur davon spricht dieses Buch.

Warum schreibt man überhaupt ein Buch? Könnte man das Leben nicht auch auf andere Weise herausfordern? Jeder, der schreibt, weiß, daß am Ende nur wenige Menschen lesen werden, was man gern mitgeteilt hätte. Aber darauf kommt es gar nicht an. Wer schreibt, ist im Selbstgespräch und erfährt als Schreibender über sich mehr als über den Gegenstand, den er beschreibt. Mich hat die Gewalt bis in den Schlaf verfolgt, sie hat mir so sehr zugesetzt, daß ich mir an manchen Tagen wünschte, ich hätte an einem anderen Buch weiterschreiben dürfen. Und dennoch erfüllte mich das Schreiben über das Leben in der Gewalt auch mit einem Gefühl tiefer Dankbarkeit. Es gab kein Land, in dem die Klassengegensätze schlimmer, die Privilegien der herrschenden Kaste größer gewesen wären, kein Land, in dem Menschen in solcher Angst leben mußten wie in der Sowjetunion. Ich hingegen hatte niemals erleben müssen, was die Opfer erlitten hatten. «Die Lehre, die man aus dieser Art Erlebnis zieht», schrieb Arthur Koestler in seinen Erinnerungen, «erscheint, sobald man sie in Worte kleidet, immer im fahlen Gewand der ewigen Allgemeinplätze: daß der Mensch eine Realität ist und die Menschheit eine Abstraktion; daß man Menschen nicht als Zahlen in einer politischen Gleichung behandeln kann, weil sie sich wie die Zeichen für Null oder Unendlich verhalten, die alle mathematischen Berechnungen aus den Fugen bringen; daß der Zweck die Mittel nur innerhalb sehr enger Grenzen heiligt; daß die Ethik nicht nur eine Funktion sozialer Nützlichkeit ist und Nächstenliebe kein kleinbürgerliches Senti-

ment, sondern die Gravitationskraft, die jede Zivilisation zusammenhält.»[2] Und man könnte hinzufügen: daß es ein Glück ist, in einer Rechtsordnung zu leben, in der die Verschiedenen als Gleiche behandelt werden und die Freiheit des einen mit der Freiheit des anderen in Einklang gebracht wird. Wer auch nur für kurze Zeit in einer von Mißtrauen und Gewalt zerfressenen Gesellschaft gelebt hat, wird sofort begreifen, daß diese zivilisatorische Errungenschaft uns voreinander schützt. Wir sollten dafür dankbar sein, jeden Tag.

Ohne die Hilfe von Freunden und Kollegen wäre ich an der Aufgabe, aus einem alten ein neues Buch zu machen, gescheitert. Ich danke Ulrich Herbert und Jörn Leonhard für die wundervolle Zeit, die ich im Frühjahr 2010 am «Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS)» verbringen durfte. Dort konnte ich über Gelesenes lange nachdenken und aufschreiben, was mir gefiel. Paul Gregory danke ich dafür, daß er mich 2008 zu einem zweiwöchigen Workshop an die Stanford University einlud und mir den Zugang zu den Archiven der Hoover Institution eröffnete. Von ihm kam auch die Anregung, ein neues Buch über den stalinistischen Terror zu schreiben. Paul las die erste Version des neuen Manuskripts und empfahl es für eine Übersetzung ins Englische. Shiva Baberowski, Adil Dalbai, Laura Elias, Sandra Grether, Laetitia Lenel und Felix Schnell lasen die letzte Fassung, machten Verbesserungsvorschläge und brachten mich auf Ideen, die mir selbst nicht eingefallen wären. Ohne ihre Hilfe hätte ich ein schlechteres Buch geschrieben. Anastasia Surkov half mir dabei, die Fußnoten und das Literaturverzeichnis in eine lesbare Ordnung zu bringen, Katharina Schmitten erstellte das Register und Benedikt Vogeler griff ein, wenn der Computer wieder einmal darüber entscheiden wollte, welches Buch geschrieben werden müsse. Sebastian Ullrich lektorierte nicht nur das Manuskript, er gab mir auch das Gefühl, etwas Nützliches geschrieben zu haben. Ihnen und allen meinen Mitarbeitern danke ich für die gute Laune und die Freude, die ich empfinde, wenn ich ihnen begegne. Aber auch außerhalb der Wissenschaft gibt es ein Leben. Ohne Liebe wäre es sinnlos. Danke, Shiva, daß es Dich gibt!

Ohne Andrei Doronin wäre ich in den Moskauer Archiven nie ans Ziel gekommen. Vor allem aber half er mir, Rußland auch mit seinen Augen zu sehen, und dafür bin ich ihm unendlich dankbar. Nichts aber zählt mehr als die Freundschaft, die uns seit fast zwanzig Jahren verbindet. Ihr muß man sich einfach hingeben, ganz gleich, was geschieht. Ihm, dem Freund, ist dieses Buch deshalb in Dankbarkeit gewidmet.

Revolution Feinde gewesen zu sein und nach der Revolution ausländischen Mächten in die Hände gearbeitet zu haben. Wer würde schon unpolitische Zyniker und professionelle Henker verteidigen, wenn es die Möglichkeit gab, sich ihrer zu entledigen? Und so konnte Stalin im Frühjahr 1937 auch im NKWD die Gewalt sprechen lassen. Jeschow tötete alle Anhänger und Mitarbeiter Jagodas und ersetzte sie durch seine eigenen Leute, und er ließ alle Tschekisten in den Provinzen verhaften, die im Verdacht standen, mit ehemaligen Oppositionellen verbunden gewesen zu sein. Auch dort wurden bald treue Anhänger des neuen NKWD-Chefs eingesetzt, die allerdings vor dem gleichen Dilemma standen wie die Verhafteten. Wie sollten sie es anstellen, ihre Arbeit zu verrichten, ohne am Ende selbst der Gewalt zum Opfer zu fallen?[140]

Im März 1938 wagte es der ungarische Ökonom Eugen Varga, Stalin einen Brief zu schreiben, weil er offenkundig glaubte, daß der Diktator nicht wisse, was geschehe. «Unter den heutigen Bedingungen», eröffnete er seinen Brief, sei es «völlig richtig, lieber zwei Unschuldige zu verhaften, als auch nur einen Spion entwischen zu lassen». Und dennoch würden Tag für Tag Menschen verhaftet, ohne je den Grund dafür zu erfahren. Niemand wisse, warum manche von den Organen abgeholt, manche verschont würden. Unter den ausländischen Kommunisten habe sich eine «gefährliche Atmosphäre der Panik» ausgebreitet. «Viele Ausländer packen in Erwartung ihrer möglichen Verhaftung jeden Abend ihre Sachen zusammen. Viele sind wegen der ständigen Furcht halb verrückt geworden, sind unfähig zu arbeiten. Aus dieser Stimmung ergibt sich, daß die Verhaftung nicht mehr, wie noch ein Jahr zuvor, als Schande wahrgenommen wird, sondern als Unglück. Man verachtet die Verhafteten nicht, sondern bedauert sie.»[141]

6. Die Allmacht des Despoten

Stalin war jederzeit Herr des Verfahrens. Er trieb Jeschow an, ihn mit neuen Informationen über Verräter und Spione zu versorgen und ihm Listen mit den Namen der Verdächtigten vorzulegen. Kein Gefolgsmann hielt sich im Jahr 1937 so oft im Büro des Diktators auf wie Jeschow.[142] Stalin befaßte sich im Jahr des Terrors überhaupt nur noch mit Gewalt- und Tötungstechniken. Er hatte aufgehört, zu regieren, weil er sein Werk der Zerstörung vollenden mußte. Im Juni 1937, als der Terror seinen Höhepunkt

erreichte, legte Jeschow seinem Herrn täglich Verhörprotokolle, Dossiers des NKWD, Denunziationsbriefe und Listen mit den Namen von Staats- und Parteifunktionären vor, die erschossen werden sollten. Stalin las, was man ihm vorlegte, er unterstrich Passagen in den Briefen und schrieb an den Rand, was mit den Personen, die in den Briefen genannt wurden, geschehen sollte. Er entschied sogar, welche Vorwürfe gegen jene zu erheben waren, deren Tod er beschlossen hatte. Als der Parteichef von Tadschikistan Stalin im Juli 1937 mitteilte, der Vorsitzende des Zentralen Exekutivkomitees der Republik, Schotemor, sei wegen «konterrevolutionärer Aktivitäten» aus der Partei ausgeschlossen worden, schrieb Stalin handschriftlich unter den Brief: «Man muß Schotemor als englischen Spion aus der Partei ausschließen.» Niemand wird je erfahren, ob Stalin die Listen mit den Todeskandidaten aufmerksam durchlas. Es hätte seinem Charakter widersprochen, sie zu unterzeichnen, ohne zu prüfen, ob der NKWD seine Aufgaben gewissenhaft erfüllt hatte. In einigen Fällen änderte er das Todesurteil in eine Haftstrafe um oder strich einen Namen aus der Liste. Meistens aber schickte er mit einem Federstrich alle Menschen in den Tod, deren Namen auf diesen Listen verzeichnet waren. Allein am 12. Dezember 1938 entschied sich Stalin für den Tod von 3167 Menschen. Zwischen Februar 1937 und Oktober 1938 erhielt er 383 Listen mit den Namen von 44 477 führenden Staatsfunktionären, Staatssicherheits- und Armeeoffizieren. 38 955 von ihnen wurden erschossen, weil Stalin ihrer Ermordung zugestimmt hatte.[143]

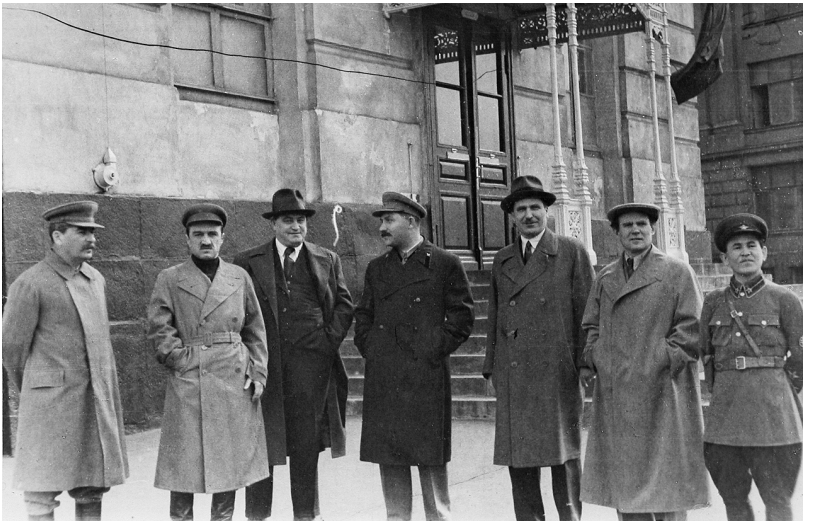
Für Stalin kam es überhaupt nicht darauf an, daß der NKWD Spione und Verräter durch Beweise überführte. Jeder konnte ein Verräter sein, und deshalb mußten die «Organe» möglichst viele Menschen töten, damit kein potentieller Feind mit dem Leben davonkam. Manche dächten, so erklärte Stalin am 2. Juni 1937 vor dem Militärrat, ein Feind könne nur sein, wer sozial fremder Herkunft sei und in der Vergangenheit auf der Seite Trotzkis gestanden habe. Eine solche Auffassung sei natürlich falsch, unmarxistisch und «biologisch». Sei denn nicht bekannt, daß auch Lenin ein Adliger, Engels ein Fabrikant und Tschernyschewski der Sohn eines Popen gewesen sei? Felix Dserschinski und Andrei Andrejew, der immerhin dem Politbüro angehörte, seien früher einmal Anhänger Trotzkis, aber niemals illoyal gewesen. Andere hingegen hätten sich auf ihre proletarische Herkunft berufen und sich dennoch als «Schurken» erwiesen. Man solle Menschen nicht nach ihrer Herkunft beurteilen, sondern an ihren Taten mes-

sen.[144] Die Botschaft konnte klarer kaum ausfallen: Jeder konnte jetzt ein Feind sein, Arbeiter und Bauern ebenso wie Adlige und Kulaken, Anhänger Stalins ebenso wie Freunde Trotzkis. Aus diesem Dilemma gab es nur einen einzigen Ausweg. Der Terror mußte alle Grenzen überschreiten, er mußte sich wie ein Geschwür bis in alle Nischen der sowjetischen Gesellschaft ausbreiten, damit kein Feind das große, reinigende Gewitter überlebte.

Stalins absolute Macht erwuchs aus der Grenzenlosigkeit des Terrors. Wo Funktionäre einander denunzierten und vor Angst vergingen, konnte er die Rolle des Herrn über Leben und Tod spielen. Stalin rief das Zentralkomitee und das Politbüro nur noch selten zusammen. Er selbst war jetzt das Zentralkomitee. Manchmal ließ er die Mitglieder des Politbüros zwar unterschreiben, wenn er einen weiteren Terrorbefehl herausgab. Aber er erledigte solche Formalitäten im Umlaufverfahren. Alle wichtigen Entscheidungen wurden nun im engsten Kreis entweder in seinem Arbeitszimmer oder auf seiner Datscha in Kunzewo am Rand von Moskau getroffen, wo die Mitglieder des Politbüros zusammenkamen, um mit dem Diktator zu essen und zu trinken. In der Mitte des Jahres 1937 konnte Stalin tun, wozu er ein Jahr zuvor noch die Zustimmung seiner Gefolgsleute benötigt hätte. Er schrieb auch keine Briefe mehr, weil jedermann wußte, was getan werden mußte, um ihn zufriedenzustellen. Nunmehr genügte ein Wink oder eine Andeutung des Despoten, und schon eilten die Schergen herbei und töteten, wen er in seiner Umgebung nicht mehr ertragen konnte. Nicht einmal eine Begründung war jetzt noch erforderlich. Als Stalin den Entschluß faßte, Jan Rudsutak aus dem Politbüro zu entfernen und töten zu lassen, brauchte er von niemandem mehr eine Zustimmung. Stalin habe immer gute Beziehungen zu Rudsutak unterhalten, erinnerte sich Molotow. Aber dann habe er den Befehl erteilt, ihn erschießen zu lassen.[145]

Stalin erwartete von seinen Helfern, daß sie sich ihm bedingungslos unterwarfen, daß sie Loyalität bis zur Selbstaufgabe übten. Wer untreu wurde, verstieß gegen den Ehrenkodex verschworener Männerbünde, wie Stalin ihn aus seiner georgischen Heimat kannte. Freundschaft und persönliche Loyalität hatten für ihn einen anderen Klang als für die «europäischen» Bolschewiki. Seine Vorstellungen von Freundschaft waren in einer unsicheren Welt des Krieges und der Gewalt geformt worden, in der es ein Zeichen von Klugheit war, Menschen zu mißtrauen, die man nicht kannte

Stalin im Kreis seiner Gefolgsleute (zweiter von links: Molotow, im Zentrum: Ordschonikidse, ganz rechts außen: Woroschilow)



Stalin, Mikojan, Dimitrow, Kaganowitsch (von links nach rechts), Jeschow (rechts außen) 1937

und die man nicht kontrollieren konnte. Es gab in einer solchen Gesellschaft der Unsicherheit keine andere Möglichkeit, als sich der Freundschaft durch Treuebeweise zu versichern. «Man muß einander respektieren und sich aufeinander verlassen», schrieb Stalin im September 1931 an Ordschonikidse. «Man darf nicht nur verlangen, daß man uns respektiert, sondern man muß auch selbst die anderen respektieren. Ich spreche über die Mitglieder unseres Führungskreises, der sich nicht zufällig gebildet hat und der einig und unzertrennlich bleiben muß. Dann wird alles gutgehen.»[146]

Wer untreu wurde, verlor seine Ehre, weil er das wichtigste Gut, die unverbrüchliche Freundschaft zwischen Männern, verriet. Stalins Herrschaftsmodell war die Räuberbande, die sich an den Regeln der «ehrenwerten Gesellschaft» orientiert. Im Sommer 1932 lud Stalin den deutschen Kommunisten Heinz Neumann und einige seiner Gefolgsleute zum Abendessen in sein Landhaus in der Nähe von Sotschi ein und führte ihnen ein groteskes Schauspiel vor. Neumann jedenfalls sollte das Erlebnis nicht vergessen. Seine Frau erinnerte sich: «Viele Gäste waren bereits vor der Villa versammelt, als ein alter Kaukasier die Terrasse betrat und von Stalin herzlich begrüßt wurde. Dann stellte er ihn, in Erfüllung der Hausherrenpflichten, den übrigen Anwesenden mit den folgenden Worten vor: ‹Das ist Genosse X, mein Attentäter …› Die Umstehenden blickten erstaunt und verständnislos auf, worauf Stalin in leutseligem Ton der Gesellschaft auseinandersetzte, daß jener Gast vor nicht langer Zeit ein terroristisches Komplott gegen ihn geschmiedet hätte, mit keiner anderen Absicht als der, ihn zu ermorden. Dieser Anschlag sei aber, dank der Wachsamkeit der GPU, mißlungen und der Attentäter zum Tode verurteilt worden. Er, Stalin, habe es aber für richtig befunden, diesen alten Mann, der ja nur aus nationalistischer Verblendung gehandelt habe, zu begnadigen, und damit er das Gefühl bekomme, die Feindschaft sei ein für allemal begraben, habe er ihn hier nach Mazesta zu Gast geladen … Bei dieser langen Erläuterung stand der alte Mann mit gesenkten Blicken vor der Schar der Gäste.»[147]

Stalin konnte Menschen töten lassen, und er konnte ihnen das Leben schenken. Es hing allein von seiner Laune ab, ob er sich für das eine oder für das andere entschied. Und alle Anwesenden, die Zeuge dieser Inszenierung wurden, begriffen, daß Stalin auch ihr Schicksal in der Hand hielt. Neumann wurde fünf Jahre später, im November 1937, in Moskau erschos-

sen. Stalin war inzwischen Herr über Leben und Tod geworden, und als ihm niemand mehr widersprach, wurden seine Freunde zu Klienten, die keine andere Wahl hatten, als sich den Regeln des Patrons zu unterwerfen. Die Stalinsche Ideologie der Treue wurde zur Ideologie der Gefolgschaft, der Männer- und Treuebund zur idealen Ordnung.

Wo aber Treue verlangt wird, kommen auch Mißtrauen und Verdacht auf. Denn Stalin konnte von seinen Helfern natürlich nicht erwarten, daß sie sich ihm freiwillig bedingungslos auslieferten und sich als Personen auflösten. Damit sie taten, was er von ihnen erwartete, spielte er sie gegeneinander aus, betraute sie mit der Exekution schrecklicher Verbrechen und stellte sie auf die Probe. «Stalin war äußerst wachsam und sehr vorsichtig», erinnerte sich Kaganowitsch vierzig Jahre später, als er dem Historiker Kumanew erklärte, warum er Stalin den eigenen Bruder ausgeliefert habe. Mikojan erinnerte sich, daß Stalin nicht einmal ihm, einem alten Gefährten aus dem Kaukasus, getraut habe. Als er im Sommer 1937 in Jerewan die Verhaftung armenischer Kommunisten vor dem Zentralkomitee überwacht habe, sei etwas Ungewöhnliches geschehen. «Für mich völlig unerwartet erschien plötzlich Berija im Saal. Er kam herein, als ich auf der Tribüne eine Rede hielt. […] Ich dachte, daß Stalin ihm befohlen hatte, herzukommen, um mich dort auf dem Plenum zu verhaften. Ich hoffe jedoch, daß ich meine Aufregung verbergen und er sie nicht bemerken konnte.»[148]

Nur wer bereit war, dem Diktator Opfer zu bringen, konnte sein Vertrauen gewinnen. Stalin ließ die Brüder Ordschonikidses und Kaganowitschs verhaften und töten, die hohe Ämter in der sowjetischen Wirtschaftsbürokratie bekleideten. Er ließ die Schwiegertochter Nikita Chruschtschows, den Sohn des finnischen Kommunistenführers und Komintern-Funktionärs Otto Kuusinen und die Ehefrau seines Sekretärs, Poskrjobyschew, verhaften. Und auch die Ehefrau Kalinins, des nominellen Staatsoberhaupts, wurde auf Befehl Stalins in ein Lager verschleppt, weil sie sich abfällig über ihn geäußert hatte. 1938 trieb er die Ehefrau Nikolai Jeschows in den Selbstmord, bevor der allmächtige NKWD-Chef selbst in Ungnade fiel. Nach dem Krieg mußte schließlich auch Molotow ein solches Opfer bringen. Stalin erteilte den Befehl, die Gattin seines engsten Mitstreiters verhaften und in ein Lager bringen zu lassen. Erst nach dem Tod des Tyrannen kehrte sie wieder zu ihrem Ehemann zurück. Kalinin, Kaganowitsch und Molotow bestanden diese Prüfung, denn sie stimmten der Verhaftung ihrer Ehefrauen und Verwandten sofort zu. Sie erkannten

das Recht Stalins an, sie auf solche Proben zu stellen. «Sie haben», schrieb Kaganowitsch einmal an Stalin, «nicht nur ein offizielles, politisches Recht, sondern auch ein kameradschaftlich-moralisches Recht, jemandem Befehle zu erteilen, den Sie politisch geformt haben – das heißt, auch mir, Ihrem Schüler.»[149] Wer der psychischen Gewalt standhielt, die der Diktator in seiner Umgebung ausübte, gab bekannt, daß ihm an der Treue zum Führer mehr lag als an familiären Bindungen und Loyalitäten. Nur wer sich durch solchen Terror nicht aus dem Gleichgewicht bringen ließ, konnte im Kreis der Stalinschen Freunde verbleiben.

Niemand konnte im voraus wissen, was Stalin tun und wie er sich gegenüber Gefolgsleuten, Freunden und Verwandten verhalten würde. Auf dieser Erwartungsunsicherheit und Unberechenbarkeit beruhte das System der Stalinschen Despotie. Stalin gab den Befehl, selbst enge Verwandte töten zu lassen. Stanislaw Redens, der zu den führenden NKWD-Offizieren der Sowjetunion gehörte und mit Stalins Schwägerin, Anna Allilujewa, verheiratet war, wurde auf Befehl des Diktators ohne erkennbaren Grund getötet. Manchmal aber schien er sich an Jugendfreunde aus dem Kaukasus zu erinnern, denen er Geld schickte oder denen er das Leben rettete. Im Jahr 1937 wurde Stalins georgischer Jugendfreund, Sergei Kawtaradse, verhaftet. Man beschuldigte ihn, zusammen mit Budu Mdiwani die Ermordung Stalins geplant zu haben. Auch seine Ehefrau Sofia war verhaftet und, wie Kawtaradse, in der Haft grausam gefoltert worden. Mdiwani, der zum Stalinschen Freundschaftskreis gehört hatte, wurde erschossen, Kawtaradse hingegen wurde das Leben geschenkt, weil der Despot auf einer Todesliste einen waagerechten Strich neben seinen Namen gesetzt hatte.

Im Jahr 1939 erinnerte sich Stalin an seinen alten Freund und ließ ihn aus der Lubjanka zu sich bringen. Kawtaradse wurde stellvertretender Außenminister und später sowjetischer Botschafter in Rumänien. In Stalins Reich konnte man heute ein Todgeweihter und morgen ein Minister sein. Meistens war es umgekehrt. Wenn wir Simon Sebag Montefiore glauben wollen, der mit der Tochter Kawtaradses, Maria, gesprochen hat, dann müssen wir uns Stalin als einen gefühllosen Psychopathen vorstellen. Als die Kawtaradses ihre neue Wohnung in Moskau bezogen, bekamen sie an einem späten Abend Besuch. Stalin und Berija standen vor der Tür. Sie ließen georgische Delikatessen aus dem Restaurant «Aragwi» kommen, tranken und aßen bis zum frühen Morgen. Wer sie denn so schlimm gefoltert habe, wollte Stalin von Kawtaradses Frau wissen, die in der kurzen Zeit ih-

rer Haft völlig ergraut war? Er nahm die Tochter des Freundes auf den Schoß und sang. «Da saß ein kleiner, pockennarbiger Schrat, und jetzt sang er so schön.» Maria war verzückt und verschreckt zugleich. «Er war so nett, so sanft – er küßte mich auf die Wangen und ich schaute in seine honigfarbenen, nußbraunen, blitzenden Augen. Aber ich hatte eine solche Angst.» Kawtaradse selbst erinnerte sich, daß Stalin ihm, als er ihn nach der Entlassung aus der Haft zu sich rief, zum Abschied gesagt hatte: «Und dennoch wolltest du mich töten.» Ein kalter Schauer sei ihm über den Rükken gelaufen.[150]

Hätte Stalin seine Memoiren geschrieben, so wäre dabei nichts weiter als eine Neuauflage des kurzen Lehrgangs der Geschichte der Kommunistischen Partei herausgekommen, hat Robert Tucker behauptet.[151] Nichts aber deutet darauf hin, daß Stalin ein Täter war, der ideologischen Zwängen gehorchte, als er befahl, Menschen zu foltern und zu töten. Stalin war vielmehr ein Mörder, dem es Freude bereitete, zu zerstören und zu verletzen, und der das ideologische Argumentationsgerüst, das ihm die kanonischen Texte zur Verfügung stellten, dafür verwendete, seine Untaten öffentlich zu rechtfertigen. Im inneren Kreis der Macht sprach er hingegen von Repressionstechniken. Hätte Stalin Memoiren geschrieben, dann wäre dabei wahrscheinlich eine Lügengeschichte über Verschwörungen und Verräter herausgekommen. Sie hätte nichts über das Innerste des Diktators, nichts über seine Absichten und Überzeugungen verraten. Denn Stalin verriet in der Öffentlichkeit niemals, was er tatsächlich dachte. Für das Verständnis stalinistischer Gewalt ist ein solches Wissen auch entbehrlich. Denn Stalins Handlungen folgten einem Muster, das für die Zeitgenossen ebenso wie für die Nachgeborenen klar erkennbar war. Man kann sie auf verschiedene Weise interpretieren, aber man kann sie identifizieren. Allein darauf kommt es an.

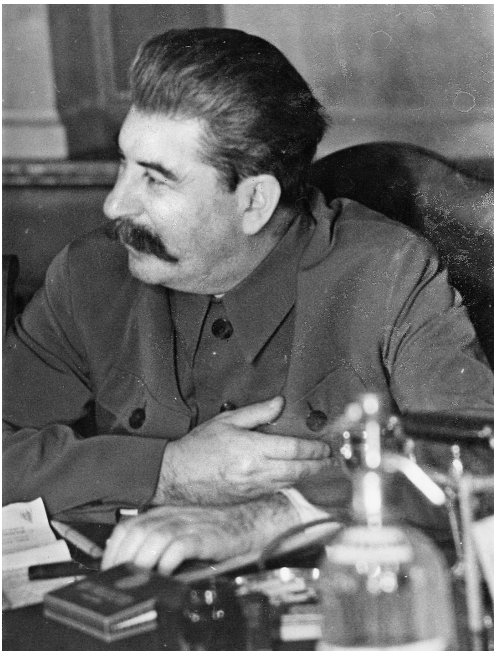
Stalin war ein Gewalttäter, der seine Mordexzesse potenzierte, weil jede Untat einen Anschlußzwang erzeugte. Wer einmal im Gefängnis gewesen und gefoltert worden war, hatte nur eine geringe Chance, aus der Haft wieder entlassen zu werden. Der Überlebende wäre eine sichtbare Repräsentation der Stalinschen Grausamkeit gewesen, er hätte den Diktator daran erinnert, daß es Menschen gab, die niemals vergessen würden, was ihnen angetan worden war. Stalin vergaß niemals. Und er nahm an, daß auch andere Menschen so empfanden wie er selbst. In seiner Heimat mußte ein Mörder damit rechnen, daß die Verwandten des Opfers Rache nahmen.

Eine Blutrachefehde konnte der Täter nur abwenden, wenn er alle Angehörigen des Gegners tötete oder kampfunfähig machte. Nicht anders stellte sich Stalin auch den Umgang mit Volksfeinden und ihren Angehörigen vor. Der Sieger könne nicht in Frieden leben, wenn er die Besiegten nicht töte, soll Dschingis-Khan gesagt haben. Stalin unterstrich diesen Satz, den er in einem Geschichtsbuch las. Im Juni 1937 gab er ein Beispiel für die Logik des Anschlußzwanges, als er die Anweisung erteilte, nicht nur alle Gefolgsleute Genrich Jagodas, sondern auch die mit ihm verbundenen NKWD-Leute im Arbeitslager von Dmitrowsk zu erschießen. Ihre Leichen sollten unweit der Datscha des ehemaligen NKWD-Chefs verscharrt werden, damit auch im Tod noch sichtbar war, daß Klienten Freud und Leid mit den Patronen teilten.

Als Stalin im November 1937, am Jahrestag der Oktoberrevolution, im Kreis seiner engsten Vertrauten das Glas erhob, sprach er auch über die Vernichtung von Sippen und Familien. Der Vorsitzende der Komintern, Georgi Dimitrow vertraute, was er Stalin sagen hörte, seinem Tagebuch an: «Und wir werden jeden dieser Feinde vernichten, sei er auch ein alter Bolschewik, wir werden seine Sippe, seine Familie komplett vernichten. Jeden, der mit seinen Taten und in Gedanken einen Anschlag auf die Einheit des sozialistischen Staates unternimmt, werden wir erbarmungslos vernichten. Auf die Vernichtung aller Feinde, ihrer selbst, ihrer Sippe – bis zum Ende!»[152]

Das System der Geiselnahme und der Sippenhaft wurde in den Jahren des Großen Terrors zu einem Teil des Systems der Furcht. Nicht nur wurden Angehörige als Geiseln genommen, um Aussagen von Verhafteten zu erzwingen. Auch nach dem Tod des Opfers hörte das Leiden der Ehefrauen, Kinder und Familienangehörigen nicht auf. Am 19. Juni 1937 wies Stalin Jeschow an, die Ehefrauen Radeks, Bucharins, Rudsutaks, Jagodas, Tuchatschewskis und anderer verhafteter Generäle «sofort aus Moskau zu deportieren». Wenige Tage später, am 5. Juli, erteilte er die Anweisung, alle Ehefrauen der wegen «Landesverrats» verurteilten Trotzkisten und Spione zu verhaften und für die Dauer von fünf bis acht Jahren in Lager im sibirischen Narym und im kasachischen Turgai einzusperren. Ihre Kinder sollten in Waisenhäuser des NKWD eingewiesen werden. Im November 1937 erhielt Stalin von Jeschow erstmals nicht nur Listen mit den Namen verhafteter Kommunisten, Armeeoffizieren und NKWD-Leuten. Er bekam auch eine Liste mit den Namen ihrer Ehefrauen. Jeschow sandte sie Stalin

Stalin, 1937



mit der Bitte zu, er möge auch die Erschießung der Ehefrauen sanktionieren. Stalin erteilte, wie erwartet, seine Zustimmung.

Stalins System wurde mit der Zeit auch von seinen Helfern als Normalität verinnerlicht. «Warum wurden die Repressionen auf Frauen und Kinder ausgeweitet?», wollte der Journalist Felix Tschujew von Molotow wissen. «Was meinen Sie, warum?», antwortete Molotow. «Sie mußten irgendwie isoliert werden. Sie hätten sonst als Kanäle für alle Arten von Beschwerden gedient.»[153]

7. Massenterror

Der Terror wütete überall, er traf nicht nur Kommunisten und Generäle, sondern fraß sich durch alle Schichten der sowjetischen Gesellschaft. Von Anbeginn wurden auch Manager, Fabrikdirektoren und Kolchosvorsitzende für die Nichterfüllung der Pläne, für die Produktion von Ausschußwaren und für Unfälle verantwortlich gemacht und getötet. Dieser Terror hatte bereits zu Beginn des zweiten Planjahrfünfts begonnen. Allein im Donbass wurden zwischen 1933 und 1936 mehr als 1500 Manager und

schinski sei eine «Hure», ein Verbrecher, der alle Untaten, die er begangen habe, auf ihn abwälzen wolle. Er, Jeschow, habe keinen Fehler begangen, als er den NKWD von 14 000 Tschekisten «gesäubert» habe. «Aber meine größte Schuld liegt darin, daß ich tatsächlich so wenige von ihnen hinausgesäubert habe.» Vor Gericht widerrief er seine Aussage, ein polnischer Spion gewesen zu sein, und bat darum, ihn nicht zu «foltern», sondern «ruhig zu erschießen». Als man ihn zur Erschießung aus der Zelle holte, schrie er hysterisch. An beiden Armen schleiften ihn NKWD-Leute in den Keller der Hinrichtungsstätte, wo Wassili Blochin, Stalins Henker, seinem Leben ein Ende setzte. Am gleichen Tag traf Stalin mit Berija und Mikojan zusammen, um sich mit ihnen über Wirtschaftsfragen zu beraten. Ob er mit Berija, der Zeuge der Hinrichtung gewesen war, auch über Jeschows letzte Minuten sprach? Niemand wird es je erfahren. Aber Stalin wäre nicht Stalin gewesen, wenn er nicht danach verlangt hätte.[215]

Jeschow wurde zur Unperson, sein Name verschwand aus der Öffentlichkeit, so als ob es ihn nie gegeben hätte. Und auch Stalin erwähnte ihn nur noch selten. Der Flugzeugkonstrukteur Alexander Jakowlew erinnerte sich, wie Stalin Jahre später, nach dem Krieg, über die zurückliegenden Ereignisse sprach. «Jeschow ist ein Schweinehund! Ein verkommener Mensch. Rufst Du ihn im Volkskommissariat an, sagt man, er ist ins Zentralkomitee gegangen. Rufst Du im Zentralkomitee an, sagt man, er ist zur Arbeit gegangen. Schickst Du jemanden zu ihm nach Hause, liegt er besinnungslos betrunken auf dem Bett. Er hat viele Unschuldige getötet. Wir haben ihn dafür erschossen.»[216]

10. Die Gewalt und ihre Situationen

Ideen töten nicht. Und nicht jeder, der vom Töten träumt, ist auch imstande, seinen Vorstellungen Taten folgen zu lassen. Gewaltmenschen, die sich auf das Töten verstehen, benötigen Ideen nur, um vor jenen, die keine Gewalt ausüben, ihre Mordlust zu legitimieren. Weder Stalin noch Jeschow wurden vom Marxismus und seinen Verheißungen geleitet, als sie Anweisungen erteilten, Menschen zu verhaften, zu foltern und zu töten. Zwar hielten er und manche seiner Helfer den Einsatz blutigen Terrors für unumgänglich, für einen chirurgischen Eingriff in eine Gesellschaft, die sie nicht kontrollieren zu können glaubten. Aber solche Gewalt war nur möglich, weil Stalin und seine Helfer sie für ein selbstverständliches Mittel der

Machtsicherung hielten. Diese Gewißheit kam nicht aus den Texten des europäischen Marxismus, sondern aus den Erfahrungen und der mentalen Zurichtung der Täter. Stalin war ein Gewaltmensch, der, was er anderen antat, kühl berechnete, weil das Spiel mit dem Tod Teil seiner Machttechnik war. Er hatte weder die Kontrolle über sich verloren, noch litt er an Depressionen oder Halluzinationen. Und man sollte nicht vergessen, daß es ihm auch Freude machte, Menschen zu vernichten. «Eines ist sicher», erinnerte sich der prominente polnische Kommunist Roman Werfel in den siebziger Jahren, «Stalin war gemein und hinterhältig, und wie! Ich will Ihnen dafür ein Beispiel nennen. Am Stadtrand Moskaus gab es eine Siedlung für alte Bolschewiken, wo jeder sein eigenes finnisches Häuschen hatte. Auch Stalin, der damals noch bescheiden lebte, und neben ihm wohnte Wera Kostrzewa. Wera stand einmal im Garten und schnitt ihre Rosen. Da ging Stalin zu ihr und sagte: kakije prekrasnije rosy, was für wunderschöne Rosen. Sie wurde noch am selben Tag abgeholt und später erschossen. Stalin hatte es gewußt. Als aber im Jahr 1944 unsere Delegation bei ihm war, fragte er plötzlich: Bei Euch gab es so viele gescheite Menschen – takaja Wera Kostrzewa, wy ne znajete tschto s niej, da war eine gewisse Wera Kostrzewa, wißt Ihr nicht, was aus ihr geworden ist?»[217]

Wer viele Menschen verletzt und tötet, muß mit Vergeltung rechnen. Gewalt zerstört Vertrauen und Erwartungssicherheit, und sie untergräbt am Ende auch die Souveränität des Gewalttäters. Stalin konnte nicht aufhören, ein Gewalttäter zu sein, denn wenn die Furcht vorüber ist, ist die Herrschaft des Despoten in Gefahr. Deshalb mißtraute er auch seinen nächsten Gefolgsleuten, umgab sich mit bewaffneten Leibwächtern und ließ seine Datscha durch mehrere Zäune abriegeln. Er zwang seine Handlanger, seine Speisen vorzukosten, und er achtete darauf, daß er allein das Hauspersonal auswählte. Irgendwann rechtfertigte sich die Gewalt für Stalin von selbst, weil sie ein Garant für seine Alleinherrschaft war. Wahrscheinlich hätte Stalin den Vorwurf, er sei ein gewissenloser Mörder, überhaupt nicht verstanden. Wie sonst ließe sich erklären, daß er nicht nur alle Terrorbefehle selbst unterzeichnete, sondern sie auch in seinem Archiv aufbewahrte?

Stalins Lebensraum war der Ausnahmezustand. Er gab ihm die Möglichkeit, den politischen Raum in einen Gewaltraum zu verwandeln. Man könnte auch sagen, daß Stalin Schöpfer und Nutznießer des Ausnahmezustandes war, weil dieser es ihm ermöglichte, nicht nur die Gesellschaft zu

terrorisieren, sondern auch die Gefolgschaft durch kontrollierten Einsatz von Gewalt zu disziplinieren. Aber Stalin war nicht nur ein Mann, der Gewalt strategisch nutzte. Es machte ihm nichts aus, Menschen zu töten, und er verachtete Schwächlinge, die von der Gewalt sprachen, sich ihren Konsequenzen aber nicht aussetzen wollten. Schon während des Bürgerkrieges hatte er Dörfer niederbrennen und Menschen grundlos erschießen lassen, weil es ihm gefiel, Gewalt an Wehrlosen zu verüben. Niemals zuvor war Stalin so glücklich gewesen wie im Bürgerkrieg, als er nichts als Stalin sein durfte.[218] «Es gibt Schwächlinge», erklärte er auf einem Empfang am Jahrestag der Oktoberrevolution im November 1938, «sie fürchten sich vor Granaten, kriechen auf der Erde herum, solche Leute lacht man aus.» Dort, wo er herkam, brach Gewalt schon bei geringfügigen Anlässen aus. Blutrachefehden, gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen Bauerndörfern und Überfälle von Räubern gehörten zum Alltag des jungen Stalin. In einer solchen Umgebung konnte nur bestehen, wer mit Gewalt drohen und sich im Ernstfall auch mit Gewalt gegen Widersacher durchsetzen konnte. Ohne Freunde und Protegés aber wären solche Drohungen leer geblieben. Männer brauchten Freunde, auf die sie sich unter allen Umständen verlassen konnten, vor allem dann, wenn sie gemeinsam Gewalttaten vollbracht hatten.[219]

In Stalins georgischer Heimat hatten Freundschaft und Ehre einen anderen Klang als im russischen Zentrum des Imperiums. Seine Idole waren Anführer von Räuberbanden, nicht nur, weil sie vom autokratischen Staat und seinen Beamten verfolgt wurden, sondern weil sie das Männlichkeitsideal der Heranwachsenden verkörperten. Männer waren Krieger, die sich mit anderen Kriegern gegen ihre Feinde verbündeten und sich ihren Anführern bedingungslos unterwarfen. Ihr Selbstwertgefühl hing von der Ehre ab, die über den Status eines Mannes entschied. In der ehrenwerten Gesellschaft wurde Verrat mit Ächtung oder dem Tod bestraft. Wer als Mann versagte, verlor seine Ehre, er hörte auf, ein Mann zu sein. Stalins Herrschaftsverständnis ähnelte dem Ehrenkodex der Mafia. «Ich bin geboren im Land der Camorra», schreibt der italienische Journalist Roberto Saviano, «wo mehr Menschen ermordet werden als irgendwo sonst in Europa, wo Geschäftemacherei und brutale Gewalt unauflöslich miteinander verbunden sind und nur das einen Wert besitzt, was Macht verspricht. Wo man stets glaubt, die letzte Schlacht hätte begonnen. Hier gibt es keinen Augenblick des Friedens, keine Verschnaufpause in einem Krieg, in dem

jedes Handeln das Ende bedeuten kann, jede Not zur Schwäche wird. Einem Krieg, in dem man sich alles erobern muß, so brutal, als würde Fleisch von den Knochen gerissen.»[220]

Man muß versuchen, die Welt mit den Augen Stalins zu sehen, und sofort wird zur Normalität, was wir uns selbst niemals zumuten würden. Nicht anders stand es um Stalins Freunde, die mit der Gewalt zu leben verstanden. Ordschonikidse, Berija, Mikojan, Woroschilow, Molotow und Kaganowitsch hatten verstanden, was Macht und ein Mann mit Gewehr in Stalins Orbit bedeuteten. So sehr hatten sie den Gewaltstil des Diktators verinnerlicht, daß es ihnen schwerfiel, sich eine andere Wirklichkeit vorzustellen. Wenn nach dem Tod Lenins nicht Stalin, sondern seine Widersacher, Trotzki und Sinowjew, siegreich aus dem innerparteilichen Machtkampf hervorgegangen wären, so erklärte Woroschilow auf einer Festveranstaltung am 8. November 1938, dem Revolutionsfeiertag, dann hätten «sie uns alle abgeschlachtet».[221]

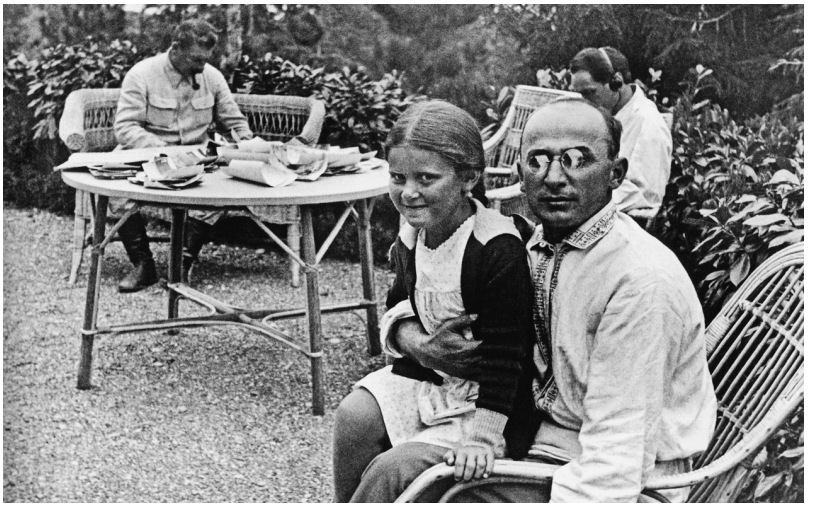
Die Bolschewiki waren Gewaltmenschen, die den Machokult des Tötens öffentlich inszenierten. Sie umgaben sich mit den Insignien militärischer Gewalt, mit Militärstiefeln, schwarzen Lederjacken, Uniformen und Pistolenhalftern. Niemand hatte Stalin je ohne Stiefel und Militärmütze gesehen. Zum Gewaltkult gehörte die Brutalisierung der Sprache, die Verachtung für Toleranz, Mitleid und Empathie. Sie wurde zu einer Normalität, in der sich Täter und Opfer einrichteten. Einige Wochen nach der Hinrichtung Sinowjews und Kamenews führte der Tschekist Karl Pauker, der die Leibwache des Diktators kommandierte, in Gegenwart Stalins und Jeschows vor, wie Sinowjew um sein Leben gebettelt habe, als man ihn in den Hinrichtungskeller führte. Er ließ sich von zwei Leibwächtern an den Armen in den Raum schleifen, in dem sich Stalin und seine Gefolgsleute aufhielten und imitierte das Schreien Sinowjews. «Höre, Israel, unser Gott ist der einzige Gott», schrie Pauker mit jüdischem Akzent und erhob beide Arme gen Himmel. Stalin und Jeschow johlten, und als Pauker die Szene wiederholte, bekam Stalin einen Lachkrampf, er hielt sich den Bauch vor Lachen und mußte seine Leibwächter bitten aufzuhören.[222]

Stalin ließ sich die Geschlagenen und Gefolterten in seinem Arbeitszimmer vorführen, er gab Anweisungen, wie die Verhafteten zu mißhandeln seien, und er schlug seinen Sekretär Poskrjobyschew. «Wie er mich geschlagen hat. Er hat mich an den Haaren gepackt und meinen Kopf auf den Tisch geschlagen», erzählte Poskrjobyschew dem Schriftsteller Alexander

Twardowski nach dem Tod des Tyrannen. «Schlagen, schlagen», so schrieb Stalin auf Berichte über verhaftete «Volksfeinde», die ihm vorgelegt wurden. Stalins Schergen beteiligten sich nicht nur an Verhören, sie griffen auch selbst zum Schlagstock. Jeschow beteiligte sich an Folterungen und Erschießungen, er forderte die Henker auf, seinen Vorgänger Jagoda zu schlagen, bevor sie ihn erschossen. Im März 1939 fand man in der Schublade seines Schreibtisches Hülsen von Revolverpatronen. Auf ihnen hatte Jeschow die Namen prominenter Altbolschewiki eingravieren lassen, die von diesen Patronen getötet worden waren. Nikita Chruschtschow erinnerte sich an eine Begegnung mit Jeschow im Jahr 1937. Auf dem Hemd des NKWD-Chefs seien Blutflecken zu sehen gewesen, Blut von «Volksfeinden», wie Jeschow erklärend hinzugefügt habe.

Auch Lawrenti Berija, Jeschows Nachfolger, war ein skrupelloser Gewalttäter, der sich mit Psychopathen und Sadisten umgab, die in seinem Namen folterten und töteten. Seine Gefolgsleute aus dem Kaukasus, Bogdan Kobulow, Awxenti Rapawa und Juweljan Sumbatow-Topuridse, die er mit einflußreichen Posten im NKWD ausstattete, waren brutale Schlächter, Killer, die vor keiner Gewalttat zurückschreckten. Berija, so erinnerte sich später einer seiner Untergebenen, habe den Henkern aus dem NKWD die Anweisung erteilt: «Bevor ihr sie ins Jenseits schickt, schlagt ihnen in die Fresse.» Kobulow und seine Helfer banden die Verurteilten mit Stricken zusammen und schlugen mit dem Revolverknauf auf sie ein, bevor sie sie erschossen. Als Robert Eiche, der einst Mitglied des Politbüros und Parteichef in Sibirien gewesen war, zur Hinrichtung geführt wurde, wies Berija seine Helfer Rodos und Esaulow an, den Verurteilten zu mißhandeln. In Gegenwart Berijas schlugen sie mit Schlagstöcken auf ihn ein, traten ihn mit Füßen, ein Auge löste sich vom Gesicht. Dann erschossen sie ihn. Berija tötete Widersacher und Konkurrenten, er schoß mit dem eigenen Revolver auf Menschen, vergewaltigte minderjährige Mädchen, aber er beging niemals den Fehler, seinen Herrn und Meister zu täuschen. Schon immer hatte Stalin es verstanden, sich solcher Vollstrecker zu bedienen.[223]

Welche Wahl hatten Männer wie Jefim Jewdokimow, Nikolai Jeschow, oder Lawrenti Berija? Sie hatten für Stalin gemordet und seine Gefolgsleute das Fürchten gelehrt. Ohne den Schutz des Diktators wären sie der Rachsucht der Elite hilflos ausgeliefert gewesen. Niemand bedauerte das Schicksal Jeschows, niemand vermißte Berija, als Chruschtschow ihn im Juni 1953 erschießen ließ. Stalin war ein genialer Stratege der Macht. Solan-



Lawrenti Berija, mit Stalins Tochter Swetlana auf dem Schoß. Im Hintergrund Stalin selbst. Das Photo entstand 1935 auf dem Gelände von Stalins Landhaus in Abchasien.

ge Kriminelle und Psychopathen in seinem Namen töteten, würde er niemanden zu fürchten haben: weder die Gefolgsleute, die sich vor den Tschekisten fürchteten, noch die Tschekisten, die den Schutz des Patrons so dringend benötigten wie niemand sonst.

Die bolschewistische Revolution war der Versuch, die Bevölkerung des Imperiums zu unterwerfen, zu kontrollieren und zu verändern. Stahlwerke und Panzer sollten Hütten und Ikonen ersetzen, aus Bauern Kommunisten werden. Unter stalinistischen Bedingungen aber führte der Versuch, den neuen Menschen aus der physischen Vernichtung des alten hervorzubringen, in den organisierten Massenmord. Der Traum vom neuen Menschen verwandelte sich in einen Alptraum. Aus Bauern wurden Sklaven, der Sozialismus verkam zur Despotie.

«Ich nahm an», erinnerte sich Jakub Berman, der nach dem Zweiten Weltkrieg dem Führungskreis der polnischen Kommunistischen Partei angehörte, «der Terror der Großen Säuberung sei eine Begleiterscheinung der Suche nach einem Ausweg aus einer ungeheuer schwierigen internationalen Lage, in der sich die Sowjetunion damals befand, und vielleicht auch eine Folge der Widersprüchlichkeiten und der inneren Zerrissenheit Stalins. Vielleicht auch Ausdruck seines krankhaften Mißtrauens, das die

Form einer psychischen Störung annahm. Ich suchte nicht nach Entschuldigungen für diese Situation, sondern akzeptierte sie als tragische Schicksalsverflechtung, die zahlreiche schwere Opfer mit sich brachte.» Verzweifelt habe er nach einem Sinn für das große Morden gesucht und sich vorgemacht, daß «dort, wo gehobelt wird, auch Späne fliegen». Nur fehlte Berman offenbar die Kraft, auch irgendwann zu glauben, was er sich Tag für Tag einzureden versuchte.[224]

Für die Überlebenden blieb nichts als die Hoffnung, der Irrsinn, dem sie zum Opfer gefallen waren, habe einem höheren Zweck gedient. Aber nicht jedem spendete diese Hoffnung auch Trost. Die 59jährige Moskauer Architektin Anna blickte nach dem Ende der Sowjetunion im Zorn zurück. Ihr Vater war erschossen, ihre Mutter in ein Lager gebracht worden, sie selbst hatte die Hölle eines NKWD-Kinderheims überlebt. Welchem höheren Zweck hätte dieser Alptraum dienen können? «Das Böse fasziniert uns […]. Das ist wie Hypnose […]. Es gibt Dutzende Bücher über Hitler, Dutzende Bücher über Stalin – darüber, wie er in der Familie war, über die Frauen, die er liebte, welchen Wein er trank, was er am liebsten las […], das interessiert bis heute! Der Lieblingswein des Teufels […], seine Lieblingszigaretten […]. Wer waren diese Männer – Tamerlan, Dschingis Chan? […] Was waren das für Menschen? Und die Millionen, die ebenso waren, nur viel kleiner, die schreckliche Dinge getan haben. Nur wenige von ihnen wurden darüber verrückt. Alle anderen führten ein ganz normales Leben. Küßten Frauen, fuhren Bus, kauften Spielzeug für ihre Kinder […]. Jeder dachte: das war nicht ich […]. Nicht ich habe Menschen an den Füßen aufgehängt und Leuten das Gehirn aus dem Kopf geprügelt, daß es an die Decke spritzte, nicht ich habe mit einem spitzen Bleistift Frauen in die Brustwarzen gestochen […]. Das war nicht ich, das war das System […]. Selbst Stalin. […] Selbst er sagte immer, nicht ich bin derjenige, der entscheidet, sondern die Partei. Zu seinem Sohn sagte er: Du denkst, ich bin Stalin? Nein! Stalin, das ist er! Und er zeigte auf sein Bild an der Wand. Die Todesmaschinerie, die Teufelsmaschinerie war ununterbrochen in Betrieb […]. Jahrzehntelang. […] Die Logik war simpel und genial: Opfer und Henker, und der Henker wurde am Ende ebenfalls zum Opfer. […]. Das kann doch kein Mensch erdacht haben […]. Das Rad dreht sich und niemand ist schuld. […] Der Mensch schwankt sein Leben lang zwischen Gut und Böse. Entweder du bohrst jemandem einen Bleistift in die Brustwarzen oder jemand tut es bei dir.»[225]